

**Howard Phillips Lovecraft**

**CTHULHU**

**Horrorgeschichten**

*Aus dem Amerikanischen von  
Andreas Diesel und Felix F. Frey*

**FESTA**

1. Auflage April 2009

Originalausgabe

© dieser Ausgabe 2009 by Festa Verlag, Leipzig

Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-066-1

# INHALT

ER

*Seite 7*

DER ALCHEMIST

*Seite 22*

DIE STRASSE

*Seite 34*

DIE LAUERENDE FURCHT

*Seite 42*

DER ÜBERGANG DES JUAN ROMERO

*Seite 70*

DAS MOND-MOOR

*Seite 79*

DIE AUSSAGE DES RANDOLPH CARTER

*Seite 90*

DER SILBERNE SCHLÜSSEL

*Seite 98*

DURCH DIE TORE DES SILBERNEN SCHLÜSSELS

*Seite 115*

DIE TRAUMSUCHE NACH DEM UNBEKANNTEN KADATH

*Seite 165*

WOHNSITZE UND GEDENKSTÄTTEN POES

*Seite 305*

H. WARNER MUNN: H. P. L. – EINE ERINNERUNG

*Seite 313*

Ich traf ihn in einer schlaflosen Nacht, als ich voller Verzweiflung herumwanderte, um mich und meine Träume zu retten. Es war ein Fehler gewesen, nach New York zu kommen, denn wo ich in dem wimmelnden Irrgarten alter Straßen, die sich endlos von vergessenen Höfen und Plätzen und Hafenvierteln zu gleichermaßen vergessenen Höfen und Plätzen und Hafenvierteln winden, und inmitten zyklischer moderner Türme und Bastionen, die sich schwarz und babylonisch unter dem abnehmenden Mond erheben, nach ergreifenden Mysterien und Inspirationen gesucht hatte, fand ich lediglich ein Gefühl des Entsetzens und der Beklemmung, das mich zu überwältigen, zu lähmen und zu vernichten drohte.

Die Enttäuschung hatte sich nach und nach eingestellt. Als ich das erste Mal in die Stadt gekommen war, hatte ich sie von einer Brücke im Sonnenuntergang betrachtet, wie sie majestätisch über den Wassern aufragte, und ihre unglaublichen Spitzen und Pyramiden hatten sich zart wie Blumen aus violetten Nebelbänken erhoben, um mit den flammend roten Wolken und den ersten Abendsternen zu spielen. Dann wurde ein Fenster nach dem anderen erleuchtet, hoch über den schimmernden Gewässern, auf denen Laternen nickend dahinglitten und tiefe, unheimliche Töne aus Hörnern röhren. So war die Stadt selbst zu einem Sternenhimmel der Träume geworden, erfüllt von fantastischer Musik und verschmolzen mit den Wundern von Carcassonne, Samarkand, El Dorado und all den anderen glorreichen, sagenumwobenen Städten.

Bald darauf führte man mich durch die altertümlichen kleinen Straßen, die meiner Fantasie so lieb sind – gewundene Gassen und enge Durchgänge, und zwischen den Reihen der georgianischen roten Ziegelsteinmauern zwinkerten über

säulengeschmückten Eingängen die kleinen Fenster der Mansarden, die einst auf geschmückte Kutschen geschaut haben. Im ersten Glücksrausch glaubte ich, endlich jene lange ersehnten Schätze gefunden zu haben, die aus mir im Laufe der Zeit einen Dichter machen würden.

Doch Erfolg und Glück waren mir nicht beschieden. Grelles Tageslicht enthüllte nur Schmutz und Fremdes und die krankhafte Wucherung von aufgetürmtem, sich ausbreitendem Gestein, wo der Mond Anmut und ehrwürdigen Zauber hervorgehoben hatte. Die Scharen von Menschen, die durch die Straßenschluchten strömten, waren derbe, dunkelhäutige Fremde mit verhärteten Gesichtern und schmalen Augen, gerissen und ohne Träume und ohne jede Beziehung zu ihrer Umgebung, die einem Einheimischen, der in seinem Herzen die Liebe zu den schönen grünen Feldwegen und den weißen Kirchtürmen neu-englischer Dörfer trägt, nie etwas bedeuten können.

Und so fand ich statt der erhofften Gedichte nur schauerliche Entartung und unsagbare Einsamkeit; und letztlich erkannte ich eine fürchterliche Wahrheit, die niemand zuvor gewagt hatte auszusprechen – das nicht einmal zu flüsternde Geheimnis der Geheimnisse –, nämlich die Tatsache, dass diese Stadt aus Stein und Geröchel nicht die beseelte Fortsetzung des alten New York ist, so wie London jene vom alten London und Paris jene vom alten Paris, sondern dass sie in Wirklichkeit völlig tot ist. Der niedergestreckte Leichnam dieser Stadt ist unvollkommen einbalsamiert und infiziert von sonderbaren Lebewesen, die nichts mit dem, wie sie zu Lebzeiten war, zu tun haben.

Nachdem ich diese Entdeckung gemacht hatte, schlief ich nicht mehr gut; obgleich mich bald eine beherrschte Ruhe überkam, als ich mir angewöhnte, die Straßen tagsüber zu meiden und nur in den Nächten hinauszugehen, wenn die Dunkelheit die wenigen geisterhaft heruntreibenden Reste der Vergangenheit herbeiruft und die alten weißen Türstürze sich der stolzen Gestalten erinnern, die einst durch sie hindurchschritten. In dieser erleichterten Verfassung schrieb ich

sogar einige Gedichte und konnte davon absehen, zurück nach Hause zu meiner Familie zu gehen, als würde ich unwürdig und besiegt zurückkriechen.

Dann, bei einem Spaziergang in einer schlaflosen Nacht, begegnete mir der Mann. Es war in einem seltsam versteckten Innenhof im Greenwich, denn dort hatte ich mich in meiner Unkenntnis einquartiert, da ich gehört hatte, die Dichter und Künstler würden in diesem Viertel wohnen. Die altertümlichen Sträßchen und Häuser und unerwarteten Freiflächen alter Innenhöfe begeisterten mich wirklich, und als ich erkannte, dass es sich bei den Dichtern und Künstlern um großmäulige Angeber handelte, deren Talent bloß Flitter und deren Leben eine Verneinung all der reinen Schönheit von Dichtung und Kunst ist, blieb ich dennoch hier, alleine aus Liebe zu diesen ehrwürdigen Dingen. Oft stellte ich mir das Viertel in der Zeit seiner Blüte vor, als Greenwich noch ein friedliches Dorf war und noch nicht von der Stadt geschluckt, und wanderte in den Stunden vor dem Morgenrauen, nachdem auch die letzten Nachtschwärmer sich davongeschlichen hatten, allein durch die dunklen Windungen und grübelte über die sonderbaren Geheimnisse nach, die Generationen dort zurückgelassen haben mussten. Das hielt meine Seele lebendig und erweckte einige wenige der Träume und Visionen, nach denen der Dichter tief in mir so sehr klagte.

Der Mann kam mir ungefähr um zwei Uhr an einem bewölkten Augustmorgen entgegen, als ich durch eine Reihe entlegener Innenhöfe schlenderte, die jetzt nur noch durch die unbeleuchteten Eingänge dazwischenliegender Gebäude zugänglich sind, aber sie bildeten einst ein ausgedehntes Netzwerk pittoresker Gassen. Ich hatte davon in unklaren Gerüchten gehört und mir war klar, dass man sie wohl auf keiner gegenwärtigen Karte eingezeichnet finden wird – doch die Tatsache, dass man sie vergessen hatte, machte sie für mich nur noch anziehender, und ich suchte mit doppeltem Eifer nach ihnen. Da ich sie nun gefunden hatte, wurde mein Eifer erneut entflammt, denn ihre Anordnung deutete darauf hin,

dass es sich nur um einen kleinen Teil einer größeren Anzahl handelte – ihre dunklen und stummen Gegenstücke mochten vergessen zwischen hohen fensterlosen Mauern und verlassenen Hinterhäusern eingeklemmt sein oder unbeleuchtet hinter Torbögen lauern, unbemerkt von den Horden der Fremden. Vielleicht wurden sie verheimlicht von hinterhältigen, ungeselligen Künstlern, deren Gepflogenheiten nicht an die Öffentlichkeit oder das Licht des Tages dringen sollten.

Er bemerkte meine Stimmung und meine Blicke, als ich die mit Türklopfern versehenen Eingänge über eiseneingefassten Stufen betrachtete und ein fahles Glimmen aus lang gezogenen Oberlichtern schwach mein Gesicht beleuchtete, und sprach mich unaufgefordert an. Sein eigenes Gesicht blieb im Schatten, vielleicht weil er einen breitkrepfigen Hut trug, der irgendwie perfekt zu seinem aus der Mode gekommenen Umhang passte; doch er erregte in mir ein leises Unbehagen, noch ehe er mich ansprach. Er war sehr hager, geradezu leichenhaft dürr, und seine Stimme klang außergewöhnlich dumpf und hohl, wenngleich nicht besonders tief. Er habe mich schon mehrere Male bei meinen Streifzügen beobachtet, sagte er und folgere daraus, dass ich ein ähnliches Interesse wie er an den Überresten früherer Zeiten hege. Ob ich mich nicht gerne von jemandem führen lassen möchte, der langjährige Erfahrung bei solchen Streifzügen hat und über profunde Ortskenntnisse verfüge, von denen ein offensichtlicher Neuankömmling nichts wissen könne?

Während er sprach, erhaschte ich im gelben Lichtstrahl aus einem einsamen Giebfenster einen Blick auf sein Gesicht. Es war das edel geschnittene, sogar schöne Antlitz eines älteren Mannes mit den Merkmalen einer geradlinigen, vornehmen Abstammung, die für unser Zeitalter und diesen Ort ungewöhnlich waren. Obwohl mir diese Züge gefielen, verstörte mich irgendetwas daran beinahe genauso sehr – vielleicht war das Gesicht zu blass oder zu ausdruckslos, vielleicht passte es einfach nicht in diese Umgebung und flößte mir deshalb Unbehagen ein. Dennoch ging ich mit ihm, war doch in diesen

trüben Tagen meine Suche nach ehrwürdiger Schönheit und alten Rätseln alles, was ich hatte, um meine Seele am Leben zu erhalten, und ich hielt es für eine Gunst des Schicksals, jemanden gefunden zu haben, der in der gleichgearteten Suche anscheinend schon weiter vorangekommen war als ich.

Irgendetwas in der Nacht hielt den Mann im Umhang zum Schweigen an, eine ganze Stunde lang ging er voran, ohne ein Wort zu viel zu verlieren; er gab nur kurze Erklärungen ab zu alten Namen und Daten und was erneuert worden war. Ansonsten führte er mich mithilfe von Gesten vorwärts, während wir uns durch Zwischenräume zwängten, auf Zehenspitzen durch Gänge tippelten, über Ziegelmauern stiegen und einmal sogar auf allen vieren durch einen niedrigen Gewölbegang krochen, dessen gewaltige Länge und zahlreiche Windungen zuletzt jeglichen Sinn zur Orientierung auslöschten, den ich mir bislang noch bewahrt hatte. Was wir erblickten, war sehr alt und wundervoll, jedenfalls schien es mir so in den wenigen flackernden Lichtstrahlen, in denen ich es sah. Niemals werde ich die schwankenden ionischen Säulen, die gerippten Wandpfeiler, die Gitter mit den urnenähnlichen Spitzen obenauf, die aufgeblähten Fensterstürze und die verzierten Oberlichte vergessen, die immer altmodischer und fremdartiger wurden, je tiefer wir in diesen unerschöpflichen Irrgarten unbekanntem Alters vordrangen.

Wir begegneten keiner Menschenseele, und im Laufe der Zeit wurden die beleuchteten Fenster immer seltener und seltener. Die Straßenlaternen, die uns zuerst den Weg wiesen, besaßen die Form antiker Rauten und wurden mit Öl betrieben. Später fielen mir einige mit Kerzen auf, und nachdem wir einen grässlichen, unbeleuchteten Innenhof durchquert hatten, wo mein Führer mich mit seiner behandschuhten Hand durch die pechschwarze Finsternis zu einer engen Holzpforte in einer hohen Mauer führte, stießen wir auf den Abschnitt einer Gasse, in der nur vor jedem siebten Haus eine Laterne brannte – es war unglaublich, doch es handelte sich um Blechlaternen aus der Kolonialzeit mit kegelförmigen Deckeln und gestanzten

Löchern in den Seiten. Diese Gasse führte einen steilen Hügel hinauf – steiler, als ich es in diesem Teil New Yorks für möglich gehalten hätte –, und das obere Ende wurde durch die von Efeu überwucherte Mauer eines Privatgrundstücks begrenzt, hinter der ich eine fahle Kuppel und die Wipfel von Bäumen sehen konnte, die sich schwankend vor einem schwach beleuchteten Himmel abhoben. In der Mauer befand sich ein kleines, niedriges Türchen aus nagelbeschlagenem schwarzen Eichenholz, das der Mann mit einem riesigen Schlüssel öffnete. Er führte mich durch den Durchgang in völlige Dunkelheit hinein, und über etwas, das wohl ein Kiesweg zu sein schien, und schließlich eine Steintreppe hinauf bis zur Tür des Hauses, die er ebenfalls öffnete und mir aufhielt.

Wir traten ein, und mir schwanden beinahe die Sinne angesichts des uralten Modergeruchs, der uns empfing und die Frucht ganzer Jahrhunderte ungesunden Zerfalls sein musste. Mein Gastgeber schien ihn gar nicht zu bemerken, und aus Höflichkeit schwieg auch ich, während er mich über eine gewundene Treppe einen Gang entlang in ein Zimmer führte, dessen Tür er, wie ich hörte, hinter uns abschloss. Dann sah ich, wie er vor drei kleinen Fenstern, die sich kaum vor dem sich aufhellenden Himmel abhoben, die Vorhänge zuzog und danach zum Kamin ging, einen Zündstein und Stahl nahm und damit zwei Kerzen auf einem zwölfarmigen Leuchter anzündete. Nun machte er eine Geste, die bedeutete, dass wir uns nur gedämpft unterhalten sollten.

In diesem schwachen Licht erkannte ich, dass wir uns in einer geräumigen, gut ausgestatteten und holzgetäfelten Bibliothek aus dem ersten Viertel des 18. Jahrhunderts befanden, mit prachtvollen Ziergiebeln an der Tür, einem anmutigen dorischen Fries und einem herrlich geschnitzten Sims mit umkränzten Vasen über dem Kamin. An den Wänden über den überfüllten Bücherregalen hingen in regelmäßigen Abständen schön gemalte Familienporträts; alle nachgedunkelt, was ihre Rätselhaftigkeit noch verstärkte, und alle von unübersehbarer Ähnlichkeit mit dem Mann, der mir nun einen Sessel neben

einem eleganten Chippendale-Tisch anbot. Bevor er selbst sich auf der gegenüberliegenden Tischseite niederließ, hielt er einen Augenblick wie peinlich berührt inne; dann zog er langsam die Handschuhe, den breitrempigen Hut und den Umhang aus und enthüllte ein stilechtes Gewand aus der Mitte der georgianischen Epoche – mit Haarzopf, Halsrüsche, Kniehose, Seidenstrümpfen und Schnallenschuhen, die mir bislang nicht aufgefallen waren. Jetzt nahm er langsam auf einem Stuhl Platz, in dessen Rückenlehne eine Leier geschnitzt war, und taxierte mich aufmerksam.

Ohne seinen Hut wirkte er ungeheuer alt, was man zuvor nicht bemerkt hatte, und ich fragte mich, ob dieses bisher nicht wahrgenommene Zeichen für eine einzigartige Langlebigkeit einer der Gründe für mein Unbehagen gewesen war. Als er endlich sprach, zitterte seine sanfte, hohle und gewissenhaft akzentuierte Stimme öfter, sodass ich ab und zu große Schwierigkeiten hatte, ihm zu folgen. Dennoch lauschte ich ihm mit einem Schauer voller Erstaunen und halb unterdrückter Beunruhigung, die mit jedem Augenblick größer wurde.

»Sie sehen hier vor sich, mein Herr«, begann mein Gastgeber, »einen Mann mit überaus exzentrischen Gepflogenheiten, für dessen Bekleidung ein Mann Ihres Verstandes und mit Ihren Neigungen jedoch keine Entschuldigung bedarf. Als ich über bessere Zeiten nachgedacht habe, gab es für mich keinerlei Bedenken, ihre Gebräuche zu bewahren und ihre Bekleidung und ihre Manieren anzunehmen; eine Manie, die niemanden kränkt, wenn man sie ohne Aufgeblasenheit praktiziert. Es war mein großes Glück, den Landsitz meiner Vorfahren erhalten zu können, auch wenn er von zwei Städten geschluckt wurde – zuerst von Greenwich, das nach 1800 bis hierher reichte, und dann von New York, das sich um 1830 anschloss. Es gab viele Gründe, dieses Haus im Besitz meiner Familie zu bewahren, und ich habe mich dieser Verpflichtung nicht entzogen. Der Landjunker, der es im Jahre 1768 erbt, beschäftigte sich mit gewissen Künsten und machte gewisse Entdeckungen, die alle mit Einflüssen zusammenhängen, die

in diesem besonderen Grundstück verweilen und die der größten Wachsamkeit bedürfen. Einige merkwürdige Auswirkungen dieser Künste und Entdeckungen möchte ich Ihnen bei strengster Geheimhaltung nun enthüllen; ich kann mich wohl gebührend auf meine Menschenkenntnis verlassen, um weder Ihr Interesse noch Ihre Verschwiegenheit in Zweifel zu ziehen.«

Er hielt inne, doch ich vermochte bloß, stumm zu nicken. Ich sagte bereits, dass ich beunruhigt war, doch andererseits erschien meiner Seele nichts tödlicher als das reale New York im hellen Licht des Tages, und ob dieser Mann nun ein harmloser Exzentriker war oder ein Eingeweihter gefährlicher Künste – mir blieb keine andere Wahl, als einzuwilligen und meinen Hunger nach dem Wundersamen an dem zu stillen, was er offenbaren wollte. Deshalb lauschte ich.

»Für ... meinen Vorfahren«, fuhr er leise fort, »schienen einige überaus bemerkenswerte Fähigkeiten im menschlichen Willen zu liegen; Fähigkeiten, die eine kaum vermutete Macht ausüben, nicht nur über die eigenen Taten und die anderer Menschen, sondern auch über alle möglichen Kräfte und Substanzen der Natur und über viele Elemente und Dimensionen, die umfassender als selbst die Natur sind. Darf ich Ihnen sagen, dass er die Heiligkeit so einmaliger Dinge wie Raum und Zeit bespöttelte und dass er die Riten gewisser Halbblutindianer, die einst auf diesem Hügel ihr Lager errichteten, zu sonderbaren Zwecken einsetzte? Jene Indianer hatten Gift und Galle gespien, als dieses Haus erbaut wurde, und baten störrisch immer wieder darum, dass sie das Gelände bei Vollmond betreten durften. Über Jahre hinweg stahlen sie sich jeden Monat über die Mauer, wenn sie konnten, und vollzogen in aller Heimlichkeit bestimmte Riten. Im Jahre 1868 ertappte der neue Herr des Anwesens sie dabei und erstarrte bei dem Anblick, der sich ihm bot. Später traf er mit ihnen ein Abkommen und bot ihnen ungehinderten Zugang zu seinem Grund und Boden im Austausch für genaue Kenntnis dessen, was sie dort taten – so erfuhr er, dass ihre Großväter die Bräuche zum Teil von ihren

rothäutigen Vorfahren und zum Teil von einem alten Holländer aus der Zeit der Generalstaaten übernommen hatten. Nun, die Pocken sollen ihn fressen, denn der Gutsherr muss ihnen – ob nun absichtlich oder nicht – einen ungeheuerlich schlechten Rum kredenzt haben, denn eine Woche, nachdem er das Geheimnis erfahren hatte, war er der einzige Lebende, der noch davon wusste. Sie, mein Herr, sind der erste Außenstehende, der von diesem Geheimnis erfährt, und fürwahr, ich hätte nicht gewagt, derart mit ... den Mächten ... zu spielen, wären Sie nicht so erpicht auf Dinge aus vergangenen Zeiten.«

Ich erschauerte über die Art, wie der Mann in seiner Rede Umgangssprache und altertümliche Wendungen vermischte.

Er fuhr fort: »Doch Sie müssen wissen, Herr, dass das, was ... der Gutsherr ... von diesen primitiven Bastarden erfuhr, nur ein Bruchteil des Wissens war, das er sich noch aneignen sollte. Er war nicht umsonst in Oxford gewesen, hatte nicht ohne Ergebnis mit einem alten Chemiker und Sternendeuter in Paris gesprochen.

Er erkannte, um mich kurz zu fassen, dass die ganze Welt bloß auf dem Rauch unseres Verstandes beruht. Er ist dem Zugriff der gewöhnlichen Menschen entzogen, doch der Weise kann ihn einatmen und wieder ausblasen wie den Rauch des guten Virginiatabaks. Was wir uns wünschen, vermögen wir um uns herum zu schaffen; was wir nicht möchten, können wir hinfortfegen. Ich behaupte nicht, dass all dies von universaler Wahrheit ist, doch genügt es, um dann und wann ein recht hübsches Spektakel aufzuziehen. Sie, so vermute ich, reizt es, einen genaueren Blick, als Ihre Fantasie Ihnen zu bieten vermag, auf gewisse Jahre zu werfen – also haben Sie bitte keine Angst und schauen Sie, was ich Ihnen zeigen werde. Kommen Sie ans Fenster und schweigen Sie.«

Mein Gastgeber nahm mich nun an der Hand und zog mich zu einem der beiden Fenster an der längeren Wand des muffig riechenden Zimmers. Schon bei der ersten Berührung seiner unbehandschuhten Finger wurde mir kalt, denn sie waren zwar trocken und fest, doch so frostig wie Eis, dass ich mich beinahe

losgerissen hätte, als er mich vorwärtszog. Doch wieder dachte ich an die Leere und das Entsetzen der Wirklichkeit und entschloss mich mutig, ihm überall hin zu folgen, egal wo er mich hinführen mochte.

Als wir am Fenster standen, öffnete der Mann die gelben Seidenvorhänge und lenkte meinen Blick in die Finsternis dort draußen. Einen Augenblick lang sah ich nichts als eine unendliche Schar winziger, tanzender Lichter weit, weit entfernt vor mir. Dann, wie als Reaktion auf einen geheimen Wink meines Gastgebers, züngelte ein Blitz über die Szenerie, und dann blickte ich hinaus auf ein Meer üppigen Grüns – jungfräuliches Laubwerk, und nicht das Dächermeer, das jeder normal Denkende erwartet hätte.

Zu meiner Rechten schimmerte der Hudson boshaft, und am Horizont sah ich das ungesunde Glitzern einer riesigen Salzwüste, über der nervöse Glühwürmchen wie Sterne tanzten. Der Blitz erstarb, und ein böses Lächeln verzerrte das wächserne Gesicht des alten Geisterbeschwörers.

»Das war vor meiner Zeit – vor der Zeit des neuen Herren. Bitte, versuchen wir es noch einmal.«

Ich fühlte mich kraftlos, noch kraftloser als die ghasste Modernität der verfluchten Stadt mich hatte werden lassen.

»Gütiger Gott!«, flüsterte ich, »können Sie das mit *jeder Zeit* tun?«

Und als er nickte und die schwarzen Stummel zeigte, die von seinen gelben Vorderzähnen übrig waren, hielt ich mich am Vorhang fest, um nicht hinzufallen. Doch er hielt mich mit seiner schrecklichen, eiskalten Klaue und vollführte erneut seine heimtückische Geste.

Wieder blitzte es – doch diesmal enthüllte der Blitz eine Szenerie, die mir nicht ganz unbekannt erschien.

Es war Greenwich, das Greenwich früherer Zeiten, hier und da sah man ein Dach oder eine Häuserreihe, wie man sie heute kennt, doch umgeben von hübschen grünen Wegen und Feldern und kleinen grasbewachsenen Stadtparks. Im Hintergrund schimmerte noch immer die Salzwüste, doch in weiterer

Entfernung sah ich die Kirchtürme des damaligen New York: die Dreifaltigkeitskirche, die Paulskirche und die Kirche aus Ziegelsteinen, die ihre Schwestern überragte, und über dem Ganzen schwebte ein leichter Dunst von Holzrauch. Tief atmete ich ein, weniger wegen des Anblicks, der sich mir bot, sondern wegen der Möglichkeiten, die meine Fantasie mir grausig vor Augen hielt.

»Können Sie ... wagen Sie es ... weiter zurückzugehen?« Ich fragte dies voller Ehrfurcht, und ich glaube, sie übertrug sich eine Sekunde lang auf ihn, doch dann kehrte das ruchlose Lächeln zurück.

»Weiter? Was ich gesehen habe, würde dich vor Wahnsinn zu Stein werden lassen! Zurück, zurück – vorwärts, *vorwärts* – schau, du wimmernder Dummkopf!«

Und während er diese Worte beinahe atemlos fauchte, machte er erneut die Geste, die dieses Mal einen grelleren Blitz als zuvor am Himmel erweckte. Ganze drei Sekunden lang konnte ich den pandämonischen Anblick erhaschen, und in diesen Sekunden erblickte ich eine Szene, die mich seither in meinen Träumen quält.

Ich sah den Himmel verseucht mit sonderbaren fliegenden Geschöpfen, und darunter eine höllische schwarze Stadt aus gigantischen Steinterrassen mit frevelhaften Pyramiden, die sich wild dem Mond entgegenreckten, und Teufelslichter brannten in unzähligen Fenstern. Und auf den hohen Galerien sah ich den widerlichen Schwarm der gelben, scheeläugigen Menschen dieser Stadt, gekleidet in entsetzliches Orange und Rot. Sie tanzten wie toll zu dem Pulsen fiebriger Kesselpauken, dem Rasseln obszöner Klappern und dem manischen Wimmern gedämpfter Hörner, deren unaufhörliches Wehklagen anstieg und fiel wie die Wellen eines unheiligen Meeres aus Asphalt.

Diese Vision der Zukunft sah ich, und im Geiste hörte ich die Kakophonie aus einem gotteslästerlichen Schlund, die es begleitete. Es war die kreischende Erfüllung allen Entsetzens, das diese leichenhafte Stadt je in meiner Seele erweckt hatte, und ich vergaß alle Gebote, still zu sein, und ich schrie und schrie

und schrie, bis meine Nerven nachgaben und die Wände um mich herum schwankten.

Dann, als der Blitz verglühete, sah ich, dass auch mein Gastgeber zitterte; in seinem Gesicht wurde die schlangenhaft zuckende Wut, die meine Schreie bei ihm ausgelöst hatten, nun durch den Ausdruck entsetzlicher Furcht überlagert. Er schwankte, hielt sich an den Vorhängen fest, wie ich es zuvor getan hatte, und schüttelte heftig den Kopf wie ein gehetztes Tier. Gott weiß, dass er einen guten Grund dazu hatte, denn als der Widerhall meiner Schreie verebte, erklang ein anderes Geräusch, so voller teuflischer Andeutungen, dass nur innere Betäubung mich bei Verstand und Bewusstsein hielt. Es war das stetige, verstohlene Knarren der Treppenstufen hinter der verschlossenen Tür, als steige eine barfüßige oder Fellschuhe tragende Horde sie hinauf; und schließlich das vorsichtige, doch entschlossene Rütteln an dem Messingknauf, der im schwachen Licht der Kerzen funkelte.

Der alte Mann spuckte nach mir, schlug durch die moderige Luft und brüllte kaum verständlich mit kehliger Stimme, während er mit dem gelben Vorhang in Händen vorwärtstaumelte: »Der Vollmond – sei verdammt – Du ... Du kläffender Hund – Du hast sie herbeigerufen, und sie wollen mich! Füße in Mokkasins – tote Männer – Gott vernichte euch, ihr roten Teufel, ich habe euren Rum nicht vergiftet – hab ich nicht eure vermaledeite Magie geheim gehalten? – Ihr habt euch ins Grab gesoffen, verflucht noch mal, und doch wollt ihr eurem Herrn die Schuld zuschreiben – verschwindet, ihr! Lasst den Türknauf los – hier gibt es nichts für euch zu holen ...«

In diesem Moment erschütterten drei zögernde und sehr behutsame Klopflaute die Bretter der Tür, und auf den Lippen des von Panik ergriffenen Hexenmeisters sammelte sich weißer Schaum. Seine Furcht wandelte sich zu starrer Verzweiflung und ließ noch genügend Platz für seine Wut auf mich; er schwankte auf den Tisch zu, an dessen Rand ich mich festhielt. Die Vorhänge, die er noch immer mit seiner rechten Hand umklammert hielt, während er die linke nach mir ausstreckte,

spannten sich und rissen schließlich aus ihrer Halterung – das Licht des Vollmonds, den der sich aufhellende Himmel angekündigt hatte, strömte nun ungehindert ins Zimmer. In diesem grünlichen Lichtschein verblasste das Kerzenlicht und eine neue Aura des Verfalls strich durch den modrig riechenden Raum, über die wurmzerfressene Täfelung, den durchsackenden Boden, den ramponierten Kaminsims, die wackligen Möbel und die zerschlissenen Wandbehänge.

Das Licht legte sich auch über den Alten und ob es nun wegen des Lichtes oder wegen seiner Furcht und seiner Wut geschah – ich sah, wie er zusammenschrumpfte und sich schwarz verfärbte, als er auf mich zuschlurft und mich mit raubvogelartigen Klauen zerfetzen wollte. Nur seine Augen veränderten sich nicht; sie flammten in einem glühenden, auflodernden heißen Zorn auf, der noch zunahm, während das sie umgebende Gesicht verkohlte und einfiel.

Das Schlagen gegen die Tür wurde nun mit größerer Dringlichkeit wiederholt, und dieses Mal klang es metallisch. Das schwarze Etwas vor mir war jetzt nur noch ein Kopf mit Augen, der ohnmächtig versuchte, sich über den eingesunkenen Boden in meine Richtung zu winden, und mehrmals ein schwaches kümmerliches Fauchen unsterblicher Boshaftigkeit von sich gab. Nun trafen rasche, zerschmetternde Schläge die schwachen Paneele der Tür, und ich sah einen Tomahawk schimmern, als er das Holz spaltete.

Ich regte mich nicht, vermochte es nicht; ich sah nur benommen zu, wie die Tür in Stücke geschlagen wurde und eine gewaltige, formlose, tintenschwarze Substanz mit leuchtenden, übelwollenden Augen hereinflutete. Sie ergoss sich zäh in den Raum, wie eine Woge aus Öl, warf einen Stuhl um und strömte quer durchs Zimmer bis unter den Tisch, hin zu dem geschwärzten Haupt, dessen Augen mich noch immer anstarrten. Die Substanz brodelte über den Kopf, verschlang ihn gänzlich, und im nächsten Moment zog sie sich bereits wieder zurück, trug ihre unsichtbare Beute davon, ohne mich zu berühren. Schließlich strömte sie wieder durch die schwarze Türöffnung

hinaus, die unsichtbare Treppe hinab, die erneut knarrte, doch diesmal in umgekehrter Reihenfolge.

Dann gab unter mir der Fußboden nach und ich stürzte keuchend in die nachtschwarze Kammer darunter, erstickte fast an Spinnweben und verlor vor Grauen beinahe die Besinnung. Der grüne Mond, der durch die zerbrochenen Fenster strahlte, zeigte mir, dass die Tür zur Halle halb offen stand, und als ich mich vom gipsbedeckten Boden erhob und von den Resten der eingebrochenen Decke befreite, sah ich durch die Öffnung einen grausigen Strom aus Schwärze vorüberziehen, in dem Dutzende hasserfüllter Augen glühten.

Die Schwärze suchte nach der Kellertür, und als sie sie fand, verschwand sie darin. Ich spürte, wie unter mir der Boden nachgab, genau wie es bereits im Zimmer darüber geschehen war, dann krachte es über mir laut und vor dem westlichen Fenster fiel etwas hinab – dies muss wohl die Kuppel des Gebäudes gewesen sein.

Als ich mich aus den Trümmern befreit hatte, rannte ich durch die Halle zur Vordertür. Da ich sie nicht zu öffnen vermochte, packte ich einen Stuhl und schlug ein Fenster ein, durch das ich hastig auf den verwilderten Rasen hinauskletterte, wo das Mondlicht über dem hohen Gras und Unkraut tanzte. Die Mauer war hoch und alle Tore verschlossen, doch ich stapelte in einer Ecke einige Kisten übereinander und erreichte so die Mauerkrone, auf der ich mich an einer der großen Steinvasen festhielt.

In meiner Erschöpfung erkannte ich um mich her nur fremde Mauern und Fenster und alte Giebeldächer. Die steile Straße, auf der ich hierhergekommen war, war nirgends zu sehen, und das wenige, das ich ausmachte, wurde rasch von einem Nebel verschlungen, der trotz des strahlend hellen Mondes vom Fluss heranwallte. Plötzlich schwankte die Vase, an der ich mich festhielt, als teilte sie meine eigene fatale Benommenheit; einen Augenblick später stürzte mein Körper hinunter, ich weiß nicht welchem Schicksal entgegen.

Der Mann, der mich gefunden hat, gab an, ich muss trotz

meiner Knochenbrüche ein gutes Stück gekrochen sein, denn eine Blutspur habe sich erstreckt, soweit er nur nachzusehen wagte. Der einsetzende Regen löschte diese Verbindung zu dem Schauplatz meiner Prüfung rasch. Im Polizeibericht steht bloß, ich sei aus unbekannter Richtung kommend in der Perry Street am Eingang zu einem kleinen dunklen Innenhof gefunden worden.

Ich habe nie das Verlangen verspürt, in diese finsternen Labyrinth zurückzukehren, und ich rate auch keinem geistig gesunden Menschen, einen Fuß dorthin zu setzen. Wer oder was dieses uralte Geschöpf denn nun war, weiß ich nicht – aber ich wiederhole: Diese Stadt ist tot und steckt voller unerwarteter Schrecken. Wohin *er* nun verschwunden ist, weiß ich nicht; ich bin jedenfalls heimgekehrt zu den freundlichen Fußwegen Neu-Englands, über die am Abend ein frischer Meereswind streicht.

## DER ALCHEMIST

Hoch oben auf dem grasbewachsenen Gipfel eines Berges, dessen Seiten zum Fuße hin mit den knorrigen Bäumen urzeitlicher Wälder bewachsen sind, steht das alte Schloss meiner Ahnen. Jahrhundertlang haben seine Zinnen sich bedrohlich über die wilde und zerklüftete Landschaft erhoben und dem stolzen Geschlecht, dessen ehrwürdiger Stammbaum sogar noch älter ist als die moosbewucherten Schlossmauern, als Heim und Festung gedient.

Diese alten Türme, von Generationen an Stürmen gezeichnet und unter dem langsamen und doch machtvollen Zugriff der Zeit zerbröckelnd, stellten im Zeitalter des Feudalismus einst eine der gefürchtetsten und bedeutendsten Bastionen in ganz Frankreich dar. Die mit Gusskern versehenen Brustwehre und erhöhten Zinnen haben Baronen, Grafen, ja selbst Königen getrotzt, und in den weitläufigen Räumen hallte nie der Tritt eines Eroberers wider.

Doch seit diesen glorreichen Zeiten hat sich alles verändert. Armut, die nur knapp über der Stufe der ärgsten Not lag, gekoppelt mit einem alten Familienstolz, der die Bekämpfung dieser Armut durch kommerzielle Geschäfte unterband, hat die Abkömmlinge unseres Geschlechts davon abgehalten, das Anwesen im ursprünglichen Glanz zu erhalten. Die aus den Mauern fallenden Steine, die ungepflegte Vegetation der Parks, der ausgetrocknete und staubige Burggraben, die schlecht gepflasterten Höfe, die wackligen Türme, die einsackenden Fußböden sowie die von Würmern zerfressene Wandvertäfelung und die ausgebleichenen Gobelins im Innern – dies alles erzählt die düstere Geschichte geschwundener Größe. Im Laufe der Zeit überließ man zuerst einen der vier großen Türme dem Verfall, dann einen weiteren, bis schließlich der traurige Rest

der einstmals mächtigen Herren dieses Anwesens nur noch einen Turm bewohnen konnte.

In einem der riesigen und finsternen Gemächer dieses verbliebenen Turmes erblickte ich, Antoine, der Letzte aus dem Hause der unglückseligen und verfluchten Grafen von C-, vor neunzig langen Jahren das Licht der Welt. In diesen Mauern und draußen in den dunklen, schattigen Wäldern, den wilden Schluchten und Grotten unten auf dieser Bergseite, brachte ich die ersten Jahre meines geplagten Lebens zu.

Meine Eltern habe ich nie kennengelernt. Mein Vater wurde im Alter von zweiunddreißig Jahren, einen Monat vor meiner Geburt, durch einen herabfallenden Stein erschlagen, der sich irgendwie aus einer der verrotteten Brustwehre des Schlosses gelöst hatte. Und da meine Mutter bei meiner Geburt starb, lag die Obhut und meine Erziehung allein in den Händen des letzten verbliebenen Dieners, eines alten, vertrauenswürdigen und überaus intelligenten Mannes, der, wenn ich mich recht entsinne, Pierre hieß. Ich war ein Einzelkind und der aus dieser Tatsache erwachsende Mangel an Gesellschaft wurde noch verstärkt durch die eigenartige Sorgfalt, die mein alter Vormund darauf verwandte, mich von den Bauernkindern fernzuhalten, deren elterliche Gehöfte hier und da auf den Ebenen am Fuße des Berges verstreut lagen. Damals erklärte Pierre mir diese Einschränkung damit, dass ein Junge von solch edler Abstammung wie ich nicht mit solchem Gesindel verkehren dürfe. Mittlerweile kenne ich den wahren Grund dafür: ich sollte die üblen Geschichten über den schrecklichen Fluch nicht hören, der angeblich auf unserem Geschlecht liegt – Geschichten, die sich die schlichten Gemüter in den Nächten mit gesenkten Stimmen im Schein ihrer Herdfeuer erzählten und immer weiter ausschmückten.

Derart einsam und auf mich selbst beschränkt, verbrachte ich die unzähligen Stunden meiner Kindheit über den uralten Folianten der von Schatten beherrschten Bibliothek des Schlosses, oder ich streifte ziellos durch den ewigen Staub des gespenstischen Waldes, der den Fuß der Bergflanke bedeckte.

Es lag wohl an einer derartigen Umgebung, dass ich schon früh zur Melancholie neigte. Besonders die Studien, die sich dem Dunklen und Verborgenen der Natur widmen, zogen mich in ihren Bann.

Über meine eigene Familie ließ man mich merkwürdig wenig in Erfahrung bringen, doch das wenige, was ich herausfand, hat mich wohl stark bedrückt. Vielleicht war es anfangs nur die ausgeprägte Zurückhaltung meines alten Lehrers, mit mir über meine väterlichen Ahnen zu sprechen, die in mir ein Grauen erweckte, sobald mein großer Name erwähnt wurde. Doch mit der Zeit, als ich dem Kindesalter entwuchs, konnte ich unzusammenhängende Gesprächsfetzen, die ungewollt über Lippen kamen, die sich der drohenden Altersschwäche nicht mehr erwehren konnten, wie Teile eines Puzzles zusammensetzen und kam damit einem gewissen Umstand näher, der mir schon immer merkwürdig erschienen war, aber nun einen nebulösen Schrecken gewann. Besagter Umstand war der frühe Tod, der alle Grafen meines Geschlechts getroffen hat. Bislang hatte ich dies auf eine naturgegebene Kurzlebigkeit der Familie zurückgeführt, doch nun grübelte ich lange über diese vorzeitigen Tode nach und fing an, sie mit den Fantastereien des Alten in Verbindung zu bringen, der häufig von einem Fluch sprach, der seit Jahrhunderten verhindere, dass die Träger meines Titels älter als zweiunddreißig Jahre würden.

Zu meinem einundzwanzigsten Geburtstag überreichte der alte Pierre mir ein Familiendokument, von dem er behauptete, es sei seit vielen Generationen vom Vater auf den Sohn vererbt und von jedem Besitzer weitergeführt worden. Der Inhalt war überaus bestürzend und schon die flüchtige Lektüre bestätigte meine schlimmsten Befürchtungen. Zu dieser Zeit war mein Glaube an das Übernatürliche fest und tief verwurzelt, ansonsten hätte ich die ungläubliche Erzählung, die sich vor meinen Augen entfaltete, wohl voller Spott abgetan.

Das Dokument führte mich zurück ins dreizehnte Jahrhundert, als das alte Schloss, in dem ich wohnte, noch eine gefürchtete und uneinnehmbare Festung gewesen war. Es

berichtete von einem besonderen alten Mann, der einst auf unserem Anwesen gewohnt hatte, eine Person mit beachtlichen Fertigkeiten, obgleich er nicht viel mehr als ein Bauer war: Man nannte ihn Michel – wegen seines üblen Rufes wurde er für gewöhnlich mit dem Beinamen Mauvais, der Böse, versehen. Er hatte für eine Person seines Standes ungewöhnliche Studien betrieben, nach dem Stein der Weisen und dem Elixier des ewigen Lebens gesucht, und er soll die grausigen Geheimnisse der Schwarzen Magie und Alchemie gekannt haben. Michel Mauvais hatte einen Sohn namens Charles, ein Jüngling, der in den verborgenen Künsten ebenso beschlagen war wie sein Vater und den man deshalb Le Sorcier, den Zauberer, nannte. Dieses Paar, das von allen ehrbaren Menschen gemieden wurde, verdächtigte man der scheußlichsten Praktiken. Vom alten Michel hieß es, er habe sein Weib dem Teufel geopfert, indem er es bei lebendigem Leibe verbrannte, und dem gefürchteten Gespann wurde auch das ungeklärte Verschwinden vieler kleiner Bauernkinder in die Schuhe geschoben. Und doch zeigten Vater und Sohn in ihren finsternen Charakteren einen hellen Sonnenstrahl der Menschlichkeit: Der böse Alte liebte seinen Sprössling abgöttisch und der Jüngling brachte seinem Erzeuger eine mehr als übliche Zuneigung entgegen.

Eines Nachts wurde das Schloss auf dem Hügel von größtem Aufruhr ergriffen, denn der junge Godfrey, der Sohn des Grafen Henri, war verschwunden. Ein Suchtrupp unter der Führung des panischen Vaters drang in die Hütte der Hexenmeister ein und traf dort auf den alten Michel Mauvais, der gerade mit einem großen Kessel beschäftigt war, in dem es heftig brodelte. Ohne Beweis, einzig erfüllt von unbeherrschter Wut und Verzweiflung, packte der Graf den alten Zauberer, und als er seinen mörderischen Griff endlich wieder löste, war sein Opfer tot. In der Zwischenzeit verkündeten frohe Diener, sie hätten den jungen Godfrey in einer entlegenen und ungenutzten Kammer des großen Gebäudes gefunden – der arme Michel war umsonst ermordet worden.

Als der Graf und seine Begleiter sich von der bescheidenen

Unterkunft des Alchemisten abwandten, trat zwischen den Bäumen die Gestalt des Charles Le Sorcier hervor. Das erregte Geplapper der Knechte in seiner Nähe verriet ihm, was geschehen war, doch zuerst zeigte er keinerlei Regung über das Los seines Vaters. Dann schritt er langsam auf den Grafen zu und sprach mit gedämpfter, aber schrecklicher Stimme den Fluch aus, der fortan auf dem Hause der C- liegen sollte:

»Möge kein Edler deines mörderischen Stammes  
ein höheres Alter als du erreichen!«

So sprach er und lief plötzlich zurück in die schwarzen Wälder, doch zuvor hatte er ein Fläschchen mit farbloser Flüssigkeit aus seiner Tunika genommen und es dem Mörder seines Vaters ins Gesicht geschleudert – und war hinter dem tintenschwarzen Vorhang der Nacht verschwunden.

Der Graf starb ohne jeden Laut und wurde am nächsten Tag begraben, kaum älter als zweiunddreißig Jahre seit der Stunde seiner Geburt. Von seinem Mörder fand sich keine Spur, obschon Scharen von rohen Bauern unablässig die benachbarten Wälder und das Weideland um den Berg durchstöberten.

Die Zeit und das Fehlen einer warnenden Stimme ließen bei der Familie des verstorbenen Grafen die Erinnerung an den Fluch verblassen und als Godfrey, der unschuldige Auslöser der ganzen Tragödie und jetziger Träger des Titels, im Alter von zweiunddreißig Jahren auf der Jagd durch einen Pfeil getötet wurde, gab man sich keinen weiteren Gedanken als denen der Trauer über sein Verschneiden hin. Doch als Jahre später der nächste junge Graf, sein Name war Robert, in einem nahe liegenden Feld tot aufgefunden wurde, ohne dass ein Grund dafür ersichtlich war, flüsterten die Bauern sich zu, dass ihr Herr doch erst vor Kurzem seinen zweiunddreißigsten Geburtstag gefeiert hatte – und nun war er einem frühen Tod erlegen. Louis, der Sohn Roberts, ertrank im selben schicksalhaften Alter im Burggraben, und so verlief die unheimliche Chronik weiter durch die Jahrhunderte: Henri, Robert, Antoine

und Armand, alle wurden aus einem glücklichen und ehrenhaften Leben gerissen, kurz bevor sie das Alter ihres unglückseligen Ahnherrn zum Zeitpunkt seiner Ermordung erreicht hatten.

Mir blieben höchstens noch elf Jahre zu leben, wurde mir von den gerade gelesenen Worten versichert. Mein Leben, das ich bislang wenig wertgeschätzt hatte, erschien mir nun mit jedem Tag kostbarer, mit dem ich tiefer und tiefer in die Mysterien der geheimnisvollen Welt der Schwarzen Magie eindrang. So isoliert wie ich lebte, hatte die moderne Wissenschaft keinerlei Einfluss auf mich genommen, und so arbeitete ich wie im Mittelalter, tief versunken in dämonologische und alchemistische Lehren wie dereinst der alte Michel und der junge Charles. Doch so viel ich auch las, ich konnte keinerlei Erklärung für den sonderbaren Fluch finden, der auf meinem Geschlecht lag. In seltenen rationalen Stunden ging ich gar so weit, nach einer natürlichen Erklärung zu suchen, indem ich die frühen Tode meiner Ahnen dem finsternen Charles Le Sorcier und seinen Nachfahren zuschrieb, doch bei sorgfältigen Nachforschungen fand ich heraus, dass keinerlei Nachkommen des Alchemisten bekannt waren. Deshalb verfiel ich wieder auf die okkulten Studien und versuchte weiterhin, einen Zauber zu finden, der meine Familie von dieser grausigen Bürde befreien würde. Einen festen Entschluss hatte ich bereits gefasst: Ich würde niemals heiraten, und damit, da es ja keinen weiteren Familienzweig gab, würde ich den Fluch mit mir ins Grab nehmen.

Kurz vor meinem dreißigsten Geburtstag wurde Pierre von dieser Welt abberufen. Alleine bestattete ich ihn unter den Steinen des Innenhofes, über die er im Leben so gerne geschlendert war. Somit verblieb ich als einziges menschliches Geschöpf in der großen Festung und in meiner vollkommenen Einsamkeit wehrte mein Geist sich allmählich nicht mehr gegen das bevorstehende Ende und versöhnte sich beinahe mit dem Schicksal, das so viele meiner Vorfahren getroffen hatte.

Ich brachte nun einen Großteil meiner Zeit damit zu, die

verfallenen und verlassenem Hallen und Türme des alten Schlosses zu erforschen, die ich in meiner Jugend aus Furcht gemieden hatte. Pierre hatte mir erzählt, dass einige davon seit mehr als vier Jahrhunderten durch keinen menschlichen Fuß mehr betreten worden waren. Merkwürdig und erschreckend waren viele der Gegenstände, die ich dort vorfand. Ich erblickte Mobiliar, das vom Staub der Jahrhunderte bedeckt und von der ewigen Feuchtigkeit vermodert war. Überall, in einer Fülle, wie ich sie nie zuvor gesehen hatte, hingen Spinnweben und mächtige Fledermäuse flatterten mit ihren knöchigen und unheimlichen Flügeln durch alle Winkel des unbewohnten Halbdunkels.

Ich führte gründlichst Protokoll über mein genaues Alter, bis hin zu den Tagen und Stunden, denn jede Schwingung des Pendels der großen Standuhr in der Bibliothek wischte einen Teil von meiner verfluchten Existenz hinweg. Am Ende näherte ich mich dem Zeitpunkt, dem ich mit solchen Ängsten entgegengesehen hatte. Da die meisten meiner Ahnen, kurz bevor sie das genaue Alter von Graf Henri zum Zeitpunkt seines Todes erreicht hatten, aus dem Leben gerissen worden waren, blieb ich jeden Moment auf mein unbekanntes Ende gefasst. Ich wusste nicht, auf welcher sonderbaren Art der Fluch mich heimsuchen würde, doch ich hatte den Entschluss gefasst, dass er in mir zumindest kein feiges oder untätiges Opfer vorfinden sollte. Mit neuem Eifer widmete ich mich weiter der Erforschung des alten Schlosses und seiner Räume.

Es geschah bei einem meiner längsten Forschungsgänge durch den verlassenem Teil des Schlosses, dass es zum entscheidenden Ereignis meines Lebens kam – nur Tage vor der verhängnisvollen Stunde, von der ich glaubte, dass sie die äußerste Grenze meines irdischen Daseins markierte, jenseits der ich keinerlei Hoffnung auf ein Weiteratmen zu hegen brauchte. Den Großteil des Morgens hatte ich damit verbracht, halb eingebrochene Treppen in einem der verfallensten der alten Türme hoch- und runterzulaufen. Im Laufe des Nachmittags war ich dann in die unteren Etagen hinabgestiegen und im Keller auf einen Raum

gestoßen, der entweder ein mittelalterliches Verlies oder ein später angelegtes Lager für Schießpulver zu sein schien.

Als ich langsam den salpeterverkrusteten Durchgang am Fuß der letzten Treppe durchschritt, wurde der Steinboden sehr feucht, und bald offenbarte das Licht meiner flackernden Fackel, dass eine nackte, mit Wasserflecken übersäte Mauer mir den Weg versperrte. Als ich mich wieder umwandte, fiel mein Blick auf eine kleine Falltür mit ringförmigem Griff direkt neben meinen Füßen. Ich bückte mich und nach einiger Anstrengung gelang es mir, die Falltür zu öffnen – darunter verbarg sich eine schwarze Öffnung, aus der widerliche Dämpfe aufwirbelten, die meine Fackel sprühen ließen. In diesem unsteten Licht enthüllte sich der Anfang einer Steintreppe.

Sobald die Fackel, die ich in die abstoßende Tiefe hielt, hell und gleichmäßig brannte, machte ich mich an den Abstieg. Es waren viele Stufen und sie führten zu einem engen, mit Steinplatten gefliesten Durchgang, der sich tief unter der Erde befinden musste. Dieser Durchgang erwies sich als sehr lang und er endete vor einer massiven Eichentür, die von der allgegenwärtigen Feuchtigkeit überzogen war und sich allen Versuchen, sie zu öffnen, unnachgiebig widersetzte. Nach einer Weile stellte ich meine Bemühungen ein und ging schon zurück zur Treppe, als mir eine der tief greifendsten und unerträglichsten Erschütterungen widerfuhr, die der menschliche Geist zu ertragen vermag. Ohne Vorwarnung hörte ich, wie die schwere Tür sich hinter mir langsam und knarrend in ihren rostigen Angeln öffnete.

Meine unmittelbaren Empfindungen darauf waren nicht zu deuten. An einem Ort wie diesem, den ich für völlig verlassen gehalten hatte, mit einem Beweis für die Gegenwart eines Menschen oder eines Geistes konfrontiert zu werden, löste in mir ein Grauen jenseits jeder Beschreibung aus. Als ich mich endlich umdrehte und der Ursache des Geräuschs gegenüberstand, müssen meine Augen bei dem Anblick, der sich ihnen bot, förmlich aus ihren Höhlen gefallen sein: Dort im uralten gotischen Türrahmen stand eine menschliche Gestalt.

Es war ein Mann mit einer Schädelkappe und einem langen, mittelalterlichen Umhang von dunkler Farbe. Sein Haar und der wallende Bart waren tiefschwarz und unglaublich lang gewuchert, seine Stirn höher als bei gewöhnlichen Menschen, seine Wangen eingesunken und tief von Falten gefurcht. Seine Hände waren lang, klauenartig und verknöchert und von einer so tödlichen, marmornen Blässe, wie ich sie noch nie zuvor bei einem Menschen gesehen hatte. Seine Gestalt, mager wie ein Gerippe, stand sonderbar gebückt und wirkte verloren in den weiten Falten seiner eigentümlichen Kleidung. Doch am merkwürdigsten von allem waren seine Augen, zwei Höhlen voll abgründiger Schwärze, voller tiefgründiger Weisheit und zugleich unmenschlicher Heimtücke. Der Blick dieser Augen richtete sich nun auf mich, zerschnitt meine Seele in ihrem Hass und bannten mich fest an der Stelle, an der ich stand.

Endlich sprach die Gestalt mit einer grollenden Stimme, die mir mit ihrem dumpfen Klang voll lauernder Rachsucht durch und durch ging. Die Sprache, die diese Gestalt benutzte, war jene niedere Form des Latein, das die gebildeteren Menschen des Mittelalters gebraucht hatten und mir durch meine Studien der Werke alter Alchemisten und Dämonologen vertraut war.

Die Erscheinung sprach von dem Fluch, der über meinem Geschlecht schwebte und verkündete mir mein bevorstehendes Ende. Sie hielt sich bei dem Unrecht auf, das mein Ahnherr an dem alten Michel Mauvais begangen habe, und redete schadenfroh von der Rache des Charles Le Sorcier. Sie berichtete, wie der junge Charles in die Nacht entkommen und Jahre später zurückgekehrt sei, um den Erben Godfrey, der sich gerade dem Alter seines Vaters bei dessen Ermordung näherte, mit einem Pfeil zu töten. Anschließend sei Charles heimlich auf das Anwesen zurückgekehrt und habe sich unbemerkt in der schon damals verlassenem unterirdischen Kammer niedergelassen, in deren Eingang der grausige Erzähler nun stand; wie er Robert, den Sohn von Godfrey, auf einem Feld gepackt und ihn gezwungen habe, Gift zu schlucken, sodass er im Alter von

zweiunddreißig Jahren starb, um den rachsüchtigen Fluch aufrechtzuerhalten.

Es blieb mir allein überlassen, mir die Lösung des größten aller Rätsel auszumalen, wie nämlich der Fluch seit jener Zeit erfüllt worden war, da Charles Le Sorcier doch naturgemäß gestorben sein musste, denn der Mann schweifte jetzt ab und berichtete über die profunden alchemistischen Studien der beiden Hexenmeister, Vater und Sohn, und sprach vor allem von den Forschungen Charles le Sorciers an einem Elixier, welches dem, der davon trank, ewiges Leben und ewige Jugend verlieh.

Die Begeisterung schien einen Moment lang die schwarze Feindseligkeit aus seinen schrecklichen Augen zu verdrängen, doch jetzt kehrte der verteufelte Blick schlagartig zurück und mit dem schaurigen Zischen einer Schlange hob der Fremde eine Glasphiole, offensichtlich in der Absicht, mein Leben so zu beenden, wie Charles le Sorcier sechshundert Jahre zuvor das meines Ahnen beendet hatte.

Mein Selbsterhaltungstrieb löste den Bann, der mich bislang reglos gehalten hatte, und ich schleuderte die schon ersterbende Fackel in Richtung der Kreatur, die mein Leben bedrohte. Ich hörte, wie das Fläschchen unschädlich auf den Steinen des Durchgangs zerbrach, während die Tunika des seltsamen Mannes Feuer fing und alles in gespenstisches Licht tauchte. Der Schrei voller Angst und ohnmächtigem Hass, den der verhinderte Meuchelmörder ausstieß, war zu viel für meine ohnehin erschütterten Nerven – ich verlor das Bewusstsein und fiel vornüber auf den schleimigen Boden.

Als ich endlich wieder zu mir kam, war alles in fürchterliche Dunkelheit gehüllt, und als ich mich an das Geschehene erinnerte, schreckte ich vor der Vorstellung zurück, noch mehr zu sehen; doch schließlich siegte die Neugierde. Wer, so fragte ich mich, war dieser Mann des Bösen, und wie war er ins Innere des Schlosses gelangt? Weshalb wollte er den Tod von Michel Mauvais rächen und wie war der Fluch durch all die Jahrhunderte seit der Zeit des Charles Le Sorcier aufrechterhalten worden?

Die Furcht vieler Jahre glitt von mir ab, denn jetzt wusste ich, dass der, den ich niedergestreckt hatte, die Gefahr des Fluches verkörperte. Nun, da ich erleichtert war, brannte ich darauf, mehr über die finsternen Umstände zu erfahren, die mein Geschlecht seit Jahrhunderten heimgesucht und meine Jugend zu einem fortwährenden Albtraum gemacht hatten. Ich war fest entschlossen, mehr herauszufinden, tastete in meiner Tasche nach Feuerstein und Stahl und zündete die unbenutzte Fackel an, die ich noch bei mir trug.

Zuerst fiel das neue Licht auf die verkrümmte und verbrannte Gestalt des geheimnisvollen Fremden. Die scheußlichen Augen waren jetzt geschlossen. Angeekelt wandte ich mich von diesem Anblick ab und betrat die Kammer hinter der gotischen Tür. Dahinter fand ich, was allem Anschein nach das Laboratorium eines Alchemisten war. In einer Ecke lag ein gewaltiger Haufen strahlendes gelbes Metall, das im Schein der Fackel herrlich funkelte. Es mag Gold gewesen sein, doch ich nahm mir nicht die Zeit, um es zu untersuchen, war ich doch noch seltsam betäubt von dem, was ich durchgemacht hatte. Auf der gegenüberliegenden Seite des Raumes befand sich eine Öffnung, die hinaus in eine der vielen Schluchten des dunklen Bergwaldes führte. Erstaunt wurde mir klar, wie der Mann sich Zugang zum Schloss verschafft hatte.

Ich machte mich auf den Rückweg. Ich wollte an den sterblichen Überresten des Fremden mit abgewandtem Gesicht vorbeigehen, doch als ich mich dem Leichnam näherte, glaubte ich ein leises Geräusch zu hören, als sei der letzte Lebensfunke doch noch nicht erloschen. Entsetzt drehte ich mich um, um die verkohlte und verschrumpelte Gestalt am Boden zu betrachten.

Mit einem Male öffneten sich die schrecklichen Augen, schwärzer noch als das verbrannte Gesicht, weit aufgerissen, mit einem Ausdruck, den ich nicht zu deuten vermochte. Die aufgeplätzten Lippen versuchten Worte zu formen, die ich kaum verstand. Einmal hörte ich den Namen Charles Le Sorcier und glaubte die Worte ›Jahre‹ und ›Fluch‹ aus dem

verzerren Mund zu vernehmen. Dennoch gelang es mir nicht, diese Bruchstücke sinnvoll zu verbinden. Die pechschwarzen Augen funkelten mich wegen meiner offenkundigen Dummheit erneut boshaft an, und obwohl ich wusste, dass mein Gegner machtlos war, erzitterte ich bei diesem Anblick.

Plötzlich sammelte der Elende seine allerletzten Kräfte und hob den grässlichen Kopf von dem feuchten und eingesunkenen Steinboden. Und während ich vor Angst erstarrt danebenstand, fand er seine Stimme wieder und schrie mir im Sterben die Worte zu, die mich seither Tag und Nacht verfolgen.

»Narr!«, kreischte er, »Errätst du mein Geheimnis nicht? Hast du kein Hirn, um zu erkennen, welcher Wille über sechs lange Jahrhunderte hinweg den schrecklichen Fluch auf deinem Geschlecht erfüllt hat? Habe ich dir nicht von dem großen Elixier des ewigen Lebens erzählt? Weißt du denn nicht, wer das Rätsel der Alchemie löste? Ich sage dir, ich war's! Ich! Ich! Ich habe sechshundert Jahre lang gelebt, um meine Rache zu vollziehen, denn ich bin Charles Le Sorcier!«

## DIE STRASSE

Es gibt einige, die behaupten, Dinge und Orte seien beseelt, und es gibt andere, die behaupten, sie seien nicht beseelt. Ich selbst wage nicht, mich für eine dieser Seiten zu entscheiden, sondern werde einfach von der Straße berichten.

Einst wurde diese Straße von starken und ehrenhaften Männern erbaut – gute und tapfere Blutsverwandte, die von den Gesegneten Inseln übers Meer hergekommen waren. Zuerst war sie bloß ein Trampelpfad, ausgetreten von Wasserträgern, der von der Quelle im Wald zu den Häusern an der Küste führte. Doch dann, als immer mehr Menschen in die immer zahlreicher werdenden Häuser zogen und Platz zum Wohnen benötigten, erbauten sie in nördlicher Richtung Hütten aus starken Eichenpfählen und Steinmauern zur Waldseite hin, denn dort lauerten viele Indianer mit ihren Feuerpfeilen. Und wenige Jahre später erbauten die Menschen ihre Hütten auf der südlichen Seite der Straße.

Männer mit kegelförmigen Hüten schritten würdevoll die Straße auf und ab und meist trugen sie Musketen oder Vogelflinten bei sich. Und natürlich sah man auch ihre Hauben tragenden Frauen und braven Kinder. Am Abend saßen diese Männer mit ihren Frauen und Kindern um gewaltige Herdfeuer, lasen sich vor und plauderten miteinander. Sie sprachen über sehr einfache Dinge, doch sie schöpften daraus Güte und Beherztheit, die ihnen bei ihrem Tagwerk half, den Wald zu roden und die Felder zu bestellen. Und die Kinder lauschten und erfuhren von Gesetzen und Taten aus alter Zeit und vom lieben England, das sie nie gesehen oder an das sie sich nicht zu erinnern vermochten.

Es brach ein Krieg aus und danach suchten keine Indianer mehr die Straße heim. Die Männer waren emsige Arbeiter und

sie wurden wohlhabend und so glücklich, wie sie es nur sein konnten. So wuchsen die Kinder ohne Sorgen auf und aus dem Mutterland kamen immer weitere Familien, um in der Straße zu leben. Und die Kinder der Kinder und die Kinder der Neuankömmlinge wurden erwachsen. Der Ort war nun eine Stadt geworden und eine Hütte nach der andern wich den Häusern – schlichten, schönen Häusern aus Ziegelstein und Holz mit steinernen Stufen und eisernen Geländern und Oberlichtern über den Türen. Diese Häuser waren keine klapprigen Bauten, sollten sie doch vielen Generationen als Wohnstatt dienen. Im Innern erblickte man Kamine, deren Simse mit Schnitzereien verziert waren, elegante Treppen und praktisches, hübsches Mobiliar, Porzellan und Silber, das aus dem Mutterlande stammte.

Und so nahm die Straße die Träume eines jungen Volkes in sich auf und freute sich, dass ihre Bewohner immer eleganter und glücklicher wurden. Wo früher nur Autorität und Ehre geherrscht hatten, gesellten sich nun Geschmack und Bildung hinzu – Bücher und Gemälde und Musik zogen in die Häuser ein. Die jungen Männer gingen zur Universität, die sich über der Ebene im Norden erhob. In dieser Welt der kegelförmigen Hüte und Degen, der Stickerie und schneeweißen Perücken gab es nun Kopfsteinpflaster, über das viele Vollblutpferde trabten und zahlreiche vergoldete Kutschen klapperten, sowie Gehsteige aus Ziegeln mit Böcken zum Aufsteigen und Pfosten zum Anbinden von Pferden.

In dieser Straße wuchsen viele Bäume: Ulmen und Eichen und Ahornbäume voller Würde, die im Sommer eine Szenerie sanften Grüns voller Vogelsang schufen. Hinter den Häusern befanden sich ummauerte Rosengärten mit heckenumsäumten Gehwegen und Sonnenuhren, wo des Abends Mond und Sterne anmutig aufstrahlten, derweil auf duftenden Blüten der Tau funkelte.

Und so träumte die Straße weiter, ungeachtet aller Kriege, Nöte und Veränderungen. Einmal gingen die meisten der jungen Männer fort und manche von ihnen kehrten nie

zurück. Das war, als die alte Flagge eingeholt und durch ein neues Banner mit Streifen und Sternen ersetzt wurde. Doch obgleich die Menschen nun von einer großen Veränderung redeten, fühlte die Straße sie nicht, denn die Leute waren noch immer dieselben, und sie sprachen von den alten, vertrauten Dingen in der alten, vertrauten Weise. Und in den Bäumen lebten noch immer Singvögel, und wenn der Abend anbrach blickten Mond und Sterne herab auf die taubenetzten Blüten in den ummauerten Rosengärten.

Irgendwann sah man keine Degen, Dreispitze oder Perücken mehr auf der Straße. Wie sonderbar muteten die Bewohner nun an mit ihren Gehstöcken, hohen Hüten und kurz geschnittenen Haaren! Neue Geräusche drangen nun aus der Ferne heran – zuerst ein merkwürdiges Schnaufen und Quietschen vom Fluss, der zwei Kilometer entfernt verlief, und dann, viele Jahre später, ein merkwürdiges Schnaufen und Quietschen und Poltern aus anderen Richtungen. Die Luft war nicht mehr ganz so sauber wie einst, doch die Atmosphäre des Ortes hatte sich nicht verändert, denn die Straße war durch das Blut und die Seelen der Vorfahren geprägt worden. Diese Atmosphäre wandelte sich auch nicht, als sie die Erde aufrissen, um sonderbare Rohre zu verlegen, oder als sie hohe Masten aufrichteten, die eigenartige Drähte trugen. Es lebte so viel altes Wissen in dieser Straße fort, dass die Vergangenheit nicht so einfach in Vergessenheit geraten konnte.

Dann begann eine unheilvolle Zeit, als viele die Straße, die sie von früher kannten, nicht mehr wiedererkannten, und viele sie kennenlernten, die sie bisher nicht gekannt hatten, und wieder fortzogen, denn ihre Sprache war rau und grimmig, und ihr Benehmen und ihre Gesichter unfreundlich. Selbst ihre Gedanken waren mit dem weisen, gerechten Geist der Straße einfach unvereinbar, und in stummer Schmach ertrug die Straße den Verfall der Häuser und wie die Bäume einer nach dem andern abstarben und Unkraut und Müll die Rosengärten besudelte. Doch als eines Tages erneut die jungen Männer davonzogen und manche nicht mehr heim-

kehrten in ihren blauen Kleidern, da regte sich der Stolz der Straße.

Im Laufe der Jahre befiel die Straße noch schlimmeres Unglück. Die Bäume waren nun alle dahin, die Rosengärten verdrängt durch die Hinterhöfe billiger, hässlicher Neubauten in den Parallelstraßen. Und doch harrten die Häuser aus, trotzten dem Zahn der Zeit und den Stürmen und den Würmern, waren sie doch erbaut worden, um vielen Generationen als Wohnstatt zu dienen. Neue Gesichter tauchten auf, dunkle, finstere Gesichter mit verstohlenen Blicken und merkwürdigen Zügen, deren Besitzer fremde Worte sprachen und Schilder mit bekannten und unbekanntem Schriftzeichen an den meisten der modrigen Häuser anbrachten. Auf den Bordsteinen wimmelte es von Handkarren. Ein schmutziger, unbestimmbarer Gestank legte sich über alles und der uralte Geist schlief.

Einmal erfüllte große Aufregung die Straße. Jenseits des Meeres wüteten Krieg und Revolution; ein Herrschergeschlecht war gestürzt worden, und seine verkommenen Untertanen strömten mit dubiosen Absichten in das Land im Westen. Viele davon suchten Unterkunft in den beschädigten Häusern, die einst den Gesang der Vögel und den Duft der Rosen gekannt hatten. Dann erwachte auch das Land im Westen und eilte seinem Mutterland im titanischen Ringen um die Zivilisation zur Seite. Noch einmal flatterte die alte Fahne über den Städten, begleitet von der neuen Flagge und von einer einfacheren, aber ruhmreichen Trikolore. Über der Straße jedoch wehten nur wenige Fahnen, denn dort brüteten bloß Furcht und Hass und Unwissen. Wieder zogen junge Männer fort, doch nicht mehr so wie die jungen Männer alter Zeiten. Etwas fehlte. Und die Söhne der jungen Männer von einst zogen, noch beseelt vom wahren Geiste ihrer Ahnen, in Oliv gekleidet von dannen, kamen von entfernten Orten und sie kannten die Straße und ihren alten Geist nicht.

Jenseits des Meeres wurde ein großer Sieg errungen, und die meisten der jungen Männer kehrten im Triumph zurück. Jenen, denen es zuvor an etwas gemangelt hatte, mangelte es

nun an nichts mehr, doch in der Straße brüteten noch immer Furcht und Hass und Unwissenheit, denn viele Söhne waren nicht mehr zurückgekehrt, und viele Fremde aus fernen Landen waren in die alten Häuser eingezogen. Und die jungen Männer, die heimgekommen waren, wohnten dort nicht länger. Dunkelhäutig und finster waren die meisten der Fremden, obgleich man unter ihnen zuweilen Gesichter fand, die denen ähnelten, die einst die Straße erbaut und ihren Geist geprägt hatten. Ähnlich und doch unähnlich, denn in ihrer aller Augen lag doch ein merkwürdiges, ungesundes Funkeln, das von Gier, Machthunger, Rachsucht und fehlgeleiteter Leidenschaft kündete. Unruhe und Verrat herrschten unter einigen bössartigen Menschen, die sich verschworen hatten, um dem Land im Westen den Todesstoß zu versetzen, um über dessen Ruinen herrschen zu können – ganz nach Art der Meuchelmörder, die in jenem unglückseligen, kalten Land, aus dem die meisten von ihnen stammten, die Macht erlangt hatten. Und das Herz dieses Komplotts schlug in der Straße, in deren baufälligen Häusern es von Eindringlingen wimmelte, die Zwietracht säten, und deren Wände widerhallten von den Plänen und Appellen derer, die sich nach dem festgesetzten Tag von Blut, Feuer und Verbrechen sehnten.

Die Gesetzeshüter redeten viel von den zahllosen merkwürdigen Versammlungen in der Straße, doch dagegen vorgehen konnten sie kaum. Voller Tatendrang tauchten Männer mit versteckten Abzeichen an Orten wie Petrovitchs Bäckerei, der verwahrlosten Rifkin-Schule für Moderne Wirtschaftswissenschaften, dem Circle Social Club und dem Liberty Café auf. Dort lauschten sie den vielen finsternen Männern, deren Reden jedoch stets vorsichtig oder in fremden Sprachen formuliert wurden. Und noch immer standen die alten Häuser mit ihren vergessenen Fabeln aus edleren, vergangenen Jahrhunderten, ihrem Wissen über die derben Bewohner zur Kolonialzeit und wie die Tautropfen die Rosengärten im Mondschein bedeckt hatten. Zuweilen kam ein einsamer Dichter oder Reisender, um sie sich anzuschauen und vorzustellen, wie sie in ihrem

entschwundenen Glanz ausgesehen haben mochten; doch es gab nur wenige solcher Dichter und Reisender.

Es verbreitete sich nun rasch das Gerücht, dass sich in diesen Häusern die Anführer einer großen Bande von Terroristen aufhielten, die an einem bestimmten Tag eine Orgie der Gewalt auslösen wollten, um ganz Amerika und all die schönen alten Traditionen auszulöschen, die die Straße so geliebt hatte.

Handzettel und Zeitungen flogen durch die schmutzigen Gossen; Handzettel und Zeitungen, in vielen Sprachen und Schriftzeichen gedruckt, doch alle verkündeten Botschaften des Verbrechens und der Rebellion. In diesen Schriften wurde das Volk aufgefordert, die von unseren Vätern hoch geschätzten Gesetze und Sitten auszumerzen, um die Seele des alten Amerika zu zerstampfen – die Seele, die das Vermächtnis von anderthalb Jahrtausenden angelsächsischer Freiheit, Gerechtigkeit und Mäßigung war. Es hieß, dass die dunkelhäutigen Männer, die in der Straße wohnten und sich in den vermoderten Bauwerken versammelten, die Anführer einer abscheulichen Revolution seien, dass auf ihr Wort hin viele Millionen hirnloser, törichter Scheusale aus den Armenvierteln von tausend Städten ihre widerwärtigen Klauen ausstrecken würden, um zu brandschatzen, zu morden und zu zerstören, bis vom Lande unserer Väter nichts mehr übrig sei.

All dies wurde berichtet und weitergesagt, und viele erwarteten voller Grauen den vierten Tag des Juli, um den die seltsamen Schriften viele Andeutungen machten; und doch konnte man nichts entdecken, was die Schuldigen überführt hätte. Niemand wusste, wer festgenommen werden musste, um die abscheuliche Verschwörung im Keim zu ersticken. Mehrmals kamen Gruppen von Polizisten in blauen Mänteln, um die auffälligen Häuser zu durchsuchen, doch sie gaben es schließlich auf, denn auch sie waren es müde geworden, auf Recht und Gesetz zu achten, und nun überließen sie die Stadt ihrem Schicksal. Dann tauchten Männer in olivenfarbener Kleidung mit Flinten auf, sodass es den Anschein hatte, die Straße träume in ihrem traurigen Schlaf von jenen alten Tagen, als Männer mit Musketen und

kegelförmigen Hüten von der Quelle im Wald bis zu den Häusern an der Küste liefen. Aber es konnte nichts unternommen werden, um die bevorstehende Katastrophe zu verhindern, denn die dunklen, finsternen Männer waren sehr gerissen.

Und so schief die Straße ihren unruhigen Schlaf weiter, bis sich eines Nachts in Petrovitchs Bäckerei, der Rifkin-Schule für Moderne Wirtschaftswissenschaften, dem Circle Social Club, dem Liberty Café und an anderen Orten gewaltige Massen von Menschen versammelten, deren Augen leuchteten in schrecklicher Siegesgewissheit und Vorfreude. Über verborgene Drähte wurden sonderbare Botschaften gesandt, und es gab viel Gerede über noch sonderbarere Nachrichten, die noch eintreffen sollten – das meiste davon erfuhr man jedoch erst im Nachhinein, als das Land im Westen vor der Gefahr gerettet war. Die Männer in den olivenfarbenen Uniformen wussten nicht, was da vor sich ging oder was sie unternehmen sollten, denn die dunkelhäutigen, finsternen Männer waren gerissen und hinterlistig.

Und doch werden die Männer in den olivenfarbenen Uniformen sich stets jener Nacht entsinnen und ihren Enkeln von der Straße erzählen, denn viele von ihnen wurden gegen Morgen in einer Mission dorthin entsandt, die ganz anders war, als sie erwartet hätten. Dass dieses Schlupfloch der Anarchie schon lange existierte, war bekannt und auch, dass die Häuser vor Alter und den Schäden der Stürme und dem Befall der Würmer wegen bereits schwankten – und doch waren die Geschehnisse dieser Sommernacht eine Überraschung, und zwar wegen ihrer äußerst merkwürdigen Einheitlichkeit. Es war in der Tat ein überaus einzigartiger Vorfall, und dabei doch ein ganz einfacher. Denn in den frühen Morgenstunden nach Mitternacht vereinten sich all die Verheerungen der Jahre und der Stürme und des Gewürms ohne Vorwarnung zu einem ungeheuerlichen Höhepunkt, und nach dem Zusammenbruch stand in der Straße nichts mehr außer zwei uralten Schornsteinen und dem Teil einer stabilen Ziegelmauer. Nichts, was zuvor lebendig gewesen war, kam lebend aus den Ruinen.

Ein Dichter und ein Reisender, die mit der großen Menschen-

menge kamen, um den Ort des Geschehens zu sehen, erzählen sonderbare Geschichten. So behauptet der Dichter, dass er in den Stunden vor der Morgendämmerung die schäbigen Ruinen im undeutlichen Licht der Bogenlampen betrachtete – und dass über den Trümmern ein anderes Bild geschwebt sei, in dem er Mondlicht und schöne Häuser und Ulmen und Eichen und erhabene Ahornbäume habe erkennen können. Und der Reisende erklärt, dass er anstelle des gewohnten Gestanks des Ortes einen feinen Duft wahrgenommen habe, den Duft von Rosen in voller Blüte. Doch sind die Träume der Dichter und die Berichte der Reisenden meist nicht erlügen?

Es gibt einige, die behaupten, Dinge und Orte seien beseelt, und es gibt andere, die behaupten, sie seien nicht beseelt. Ich selbst wage nicht, mich für eine dieser Seiten zu entscheiden, aber ich habe euch von der Straße berichtet.

## DIE LAUERENDE FURCHT

### I. Der Schatten beim Kamin

Donner grollte durch die Nacht, als ich zu dem verlassenem Anwesen auf dem Tempest Mountain hinaufstieg, um der lau-ernden Furcht zu begegnen. Ich war nicht allein, denn damals mischte sich Tollkühnheit noch nicht mit meiner Liebe zum Grotesken und Schaurigen, die meine Karriere zur pausenlosen Suche nach dem Grauen in der Literatur wie auch in der Realität hatte werden lassen. Mich begleiteten zwei vertrauens-würdige und kräftige Männer, nach denen ich geschickt hatte, als es so weit war – die beiden hatten mich wegen ihrer Geschicklichkeit schon häufig auf meinen schaurigen For-schungsreisen begleitet.

Wir waren in aller Stille aus dem Dorf aufgebrochen, wegen der Reporter, die nach der entsetzlichen Panik des letzten Monats – dem alpträumerhaft umherkriechenden Tod – dort noch immer herumlungerten. Später, so glaubte ich, konnten sie mir vielleicht nützlich sein, doch jetzt brauchte ich sie nicht. Ich wünschte bei Gott, ich hätte sie an der Suche teilnehmen lassen, dann hätte ich das Geheimnis nicht so lange alleine mit mir herumtragen müssen; alleine, weil ich fürchte, die Welt würde mich für verrückt halten oder selbst verrückt werden bei den dämonischen Folgerungen aus der Sache. Jetzt, da ich ohnehin davon erzähle, damit das Grübeln mich nicht irre-macht, wünschte ich, die Geschichte nie geheim gehalten zu haben. Denn ich, nur ich allein, weiß, welche Art von Furcht auf dem gespenstischen, verlassenem Berg lauerte.

In einem kleinen Auto legten wir den Weg durch den urzeit-lichen Wald und über den Hügel zurück, bis der bewaldete Anstieg die Weiterfahrt verhinderte. Die Landschaft hatte etwas

ungewohnt Finsteres an sich, da wir sie in der Nacht und ohne die sonst präsenten Mengen von Ermittlern betrachteten, was uns häufig dazu verleitete, die Scheinwerfer zu verwenden, auch wenn wir dadurch Aufmerksamkeit auf uns ziehen mochten. Nach Anbruch der Dunkelheit wirkte diese Landschaft ganz und gar nicht einladend, und ich glaube, mir wäre das Morbide daran auch aufgefallen, wenn ich nichts von dem Grauen gewusst hätte, das hier umherging. Wild gab es hier nicht – Tiere spüren es, wenn der Tod in der Nähe lauert. Die uralten, von Blitzen vernarbten Bäume schienen unnatürlich groß und verwachsen, die übrige Vegetation ungewöhnlich fleischig und rastlos, während eigenartige Hügel in der unkrautüberwucherten, von Blitzröhren zerfurchten Erde mich an gigantisch angeschwollene Schlangen und menschliche Schädel erinnerten.

Die Furcht lauerte schon seit über hundert Jahren auf Tempest Mountain. Das hatte ich rasch aus den Zeitungsberichten über die Katastrophe erfahren, die zum ersten Mal die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf die Gegend lenkten. Dieser Ort ist eine entlegene, einsame Anhöhe in jenem Teil der Catskill Mountains, der von der niederländischen Zivilisation nur kurz besucht wurde. Nach ihrem Rückzug blieben nur wenige verfallene Herrenhäuser und degenerierte Siedler zurück, die in erbärmlichen Dörfern auf unzugänglichen Hängen hausten. Normale Wesen haben vor der Gründung der Staatspolizei nur selten diese Gegend bereist, und noch heute patrouillieren berittene Polizisten sie nur gelegentlich. Doch in allen benachbarten Dörfern ist die Furcht eine alte Überlieferung, Hauptthema der schlichten Gespräche der armen Tölpel, die ihre Täler zuweilen verlassen, um geflochtene Körbe gegen das Nötigste einzutauschen, das sie nicht jagen, anbauen oder anfertigen können.

Die lauernde Furcht hauste in dem gemiedenen, verlassenem Anwesen der Martenses, das die hohe, gleichmäßig ansteigende Erhebung krönte. Da der Ort häufig Gewittern ausgesetzt war, hatte ihm das den Namen Tempest Mountain eingetragen, also

›Gewitter-Berg‹. Seit über hundert Jahren war das alte, von einem Hain umgebene Steinhaus das Thema unglaublich übertriebener und scheußlicher Geschichten – Geschichten über einen lautlosen, gewaltigen, kriechenden Tod, der im Sommer die Gegend heimsuchte. Mit geradezu winselnder Beharrlichkeit erzählten die Siedler von einem Dämon, der nach Anbruch der Dunkelheit einsame Reisende packte und sie verschleppte oder in einem fürchterlich angefressenen und zerstückelten Zustand zurückließ. Manchmal tuschelten sie auch von Blutspuren, die zu dem fernen Haus führten und behaupteten, der Donner locke die lauernde Furcht aus ihrer Behausung hervor – andere sagten, der Donner sei ihre Stimme.

Niemand außer diesen Hinterwäldlern hatte diesen vielen, sich widersprechenden Geschichten Glauben geschenkt, die mit unzusammenhängenden, überspannten Beschreibungen des immer nur halb erspähten Bösen gewürzt wurden; allerdings zweifelte auch kein Bauer oder Dorfbewohner an, dass im Haus der Martenses ein grausiges Monster hause. Die örtlichen Annalen schlossen jeden Zweifel daran aus, obwohl von keinem der Forscher, die das Gebäude erkundet hatten, jemals ein Beweis für den Geist erbracht wurde. Alte Frauen erzählten sonderbare Ammenmärchen über das Schreckgespenst der Martenses – Märchen über die Familie der Martense, ihre eigentümliche vererbte Ungleichheit in der Augenfarbe, die lange, ungewöhnliche Familienchronik und von dem Mord, der einen Fluch über sie gebracht habe.

Das Grauen, das mich an diesen Ort brachte, war eine unerwartete, unheilvolle Bestätigung der übertriebensten Legenden der Bergbewohner. Die Region wurde in einer Sommernacht von einem Gewitter von noch nie erlebter Gewalt erschüttert und danach kam es zu einer panischen Massenflucht der Siedler – eine bloße Sinnestäuschung hätte dies sicherlich nicht auslösen können. Die armselige Menge der Einheimischen schrie und jammerte, ein unsägliches Grauen sei über sie gekommen, und niemand zweifelte ihre Geschichten an. Sie hätten ihn zwar nicht gesehen, doch aus einem ihrer Dörfer

solche Schreie vernommen, dass sie wussten, ein kriechender Tod war gekommen.

Am nächsten Morgen folgten Bürger und berittene Polizisten den zitternden Bergbewohnern an den Ort, von dem sie behaupteten, er werde vom Tod heimgesucht. Und der Tod war wirklich da: Unter einem der Dörfer hatte sich nach dem Einschlag eines Blitzes der Boden aufgetan und mehrere der übel riechenden Hütten vernichtet; doch dieser materielle Schaden verblasste völlig vor dem organischen Schaden. Von den etwa fünfundsiebzig Einheimischen, die diesen Flecken bewohnt hatten, ließ sich nämlich keiner lebend auffinden.

Die aufgewühlte Erde war mit Blut und menschlichen Überresten bedeckt, die sehr deutlich von dämonischen Zähnen und Klauen kündeten, doch eine sichtbare Spur, die vom Schauplatz des Massakers fortführte, gab es nicht. Allen war sofort klar, dass irgendein scheußliches Raubtier zugeschlagen haben musste, und niemand erinnerte daran, dass derart abscheuliche Mordfälle in degenerierten Gemeinden durchaus öfter vorkamen. Diese Anschuldigung wurde erst geäußert, als man von ungefähr fünfundzwanzig Einwohnern keine Leichen fand; doch selbst so war es schwierig, sich die Ermordung von fünfzig Menschen durch halb so viele zu erklären. Es blieb jedoch die Tatsache, dass in einer Sommernacht ein Blitz vom Himmel geschossen war und ein totes Dorf hinterlassen hatte, voll von schrecklich zerfleischten, verstümmelten und zernagten Leichen.

Die erschütterten Siedler brachten das Grauen sogleich mit dem Spukhaus der Martenses in Verbindung, auch wenn der Tatort mehr als fünf Kilometer davon entfernt lag. Die Polizisten waren eher skeptisch und zogen das Herrenhaus nur beiläufig in ihre Untersuchung mit ein und nachdem sie es völlig verlassen vorfanden, ließen sie diese Spur ganz fallen. Die Land- und Dorfbewohner indessen durchsuchten das Anwesen mit unendlicher Sorgfalt, sie drehten jeden Stein im Haus um, loteten Teiche und Bäche aus, schlugen Sträucher ab und durchstöberten die nahe gelegenen Wälder. Alles umsonst –

der Tod, der gekommen war, hatte außer seinen Verheerungen selbst keine Spuren hinterlassen.

Am zweiten Tag der Suche wurde die Sache zum Hauptthema der Zeitungen, deren Reporter nun den Tempest Mountain überrannten. Sie beschrieben den Vorfall in allen Einzelheiten und mit vielen Interviews versuchten sie, die von den ansässigen Großmüttern erzählte Geschichte des Grauens zu erhellen. Diese Berichte verfolgte ich zuerst recht unbeteiligt, da ich ein Kenner auf dem Gebiet des Grauens bin. Nach einer Woche allerdings erregte mich die ganze Atmosphäre dieser Geschichte so sehr, dass ich mich am fünften August 1921 in einem Dorf nahe des Tempest Mountain ins Gästebuch des Hotels Lefferts Corner eintrug, unter die Namen all jener Reporter, die das Hotel bevölkerten und zu ihrem Hauptquartier ernannt hatten.

Drei Wochen später waren die meisten der Reporter wieder abgereist und nun konnte ich ungehindert meine schrecklichen Forschungen beginnen, die auf genauestes Nachfragen und Beobachten aufbauten, mit denen ich mich in der Zwischenzeit beschäftigt hatte. So verließ ich in dieser Sommernacht, in der in der Ferne der Donner grollte, mit meinen zwei bewaffneten Gefährten das Auto und stieg die letzten, von Erdhügeln bedeckten Hänge des Tempest Mountain hinauf, bis die Strahlen unserer Taschenlampen die gespenstisch grauen Mauern berührten, die sich allmählich zwischen den riesenhaften Eichen vor uns zeigten. In der beklemmenden Einsamkeit der Nacht und dem schwachen, schwankenden Licht verströmte der gewaltige, kastenartige Bau eine Andeutung des Grauens, die das Licht des Tages nicht demaskiert hatte; doch ich zögerte nicht, ich war ja mit dem festen Entschluss hergekommen, einen Einfall zu überprüfen. Ich vermutete, dass der Donner den Dämon des Todes aus einem grässlichen Versteck hervorlockte. Ob dieser Dämon nun ein reales Wesen oder nur eine giftige Ausdünstung war – ich wollte ihn sehen.

Ich hatte die Ruine des Anwesens schon zuvor gründlich durchsucht, daher kannte ich die Anlage gut. Als Ort für meine nächtliche Wacht wählte ich das alte Zimmer von Jan Martense

aus, dessen Ermordung eine so große Rolle in den bäuerlichen Legenden spielt – intuitiv hatte ich das Gefühl, dieser Raum des frühen Opfers eigne sich für meine Zwecke am besten. Die Kammer war ungefähr sechs Meter lang und ebenso breit und enthielt wie die anderen Zimmer nur Schutt, der einstmals Mobiliar dargestellt hatte. Der Raum lag im ersten Stock im südöstlichen Winkel des Hauses und verfügte über ein riesiges Ostfenster und ein schmales nach Süden, die beide keinerlei Scheiben oder Jalousien mehr enthielten. Dem großen Fenster gegenüber befand sich ein gewaltiger holländischer Kamin mit Kacheln, auf denen die biblische Geschichte des verlorenen Sohnes erzählt wurde, und gegenüber dem kleinen Fenster war ein geräumiges Bett in die Wand eingebaut.

Als der von den Bäumen gedämpfte Donner allmählich lauter wurde, ordnete ich die Einzelheiten für meinen Plan an. Zuerst befestigte ich an dem Sims des großen Fensters nebeneinander drei Strickleitern, die ich mitgebracht hatte. Ich wusste, dass sie bis auf den Rasen draußen hinabreichten, denn ich hatte sie bereits erprobt. Dann schleppten wir zu dritt aus einem anderen Zimmer ein breites Bettgestell mit vier hohen Pfosten herbei und schoben es längsseits vors Fenster. Dann belegten wir es mit Fichtenzweigen und ließen uns mit gezogenen Automatikpistolen darauf nieder; zwei ruhten, während der dritte Wache hielt. Aus welcher Richtung der Dämon auch kommen mochte, wir hatten für jeden Fall eine Möglichkeit zur Flucht. Kam er aus dem Innern des Hauses, blieben uns die Strickleitern am Fenster, kam er von draußen, standen uns die Tür und die Treppe offen. Anhand der früheren Vorfälle hielten wir es für nicht wahrscheinlich, dass er uns selbst im schlimmsten Falle weit verfolgen würde.

Ich hielt von Mitternacht bis ein Uhr Wache, als mich trotz des düsteren Hauses, des ungeschützten Fensters und des anrückenden Gewitters die Schläfrigkeit überfiel. Ich lag zwischen meinen beiden Begleitern, George Bennett auf der Fensterseite, William Tobey auf der Seite des Kamins. Bennett schlief, da er anscheinend von derselben ungewöhnlichen

Müdigkeit wie ich befallen war, also bestimmte ich Tobey zur nächsten Wacht, obwohl auch er gegen das Einnicken ankämpfte. Es ist sonderbar, wie gebannt ich auf den Kamin gestarrt hatte.

Der anschwellende Donner muss sich auf meine Träume ausgewirkt haben, denn während meines kurzen Schlafes nahm ich unheilverkündende Visionen wahr. Einmal erwachte ich beinahe, wahrscheinlich weil der Schlafende auf der Fensterseite unruhig einen Arm auf meine Brust gelegt hatte. Ich wurde nicht wach genug, um zu kontrollieren, ob Tobey aufmerksam Wache hielt, doch ich verspürte deswegen eine deutliche Angst. Niemals zuvor hatte die Gegenwart des Bösen so stark auf mir gelastet.

Später muss ich wieder eingeschlafen sein, denn mein Geist wurde aus einem unwirklichen Chaos gerissen, als die Nacht durch unvorstellbare Schreie, wie ich sie noch niemals zuvor gehört hatte, zum Grauen wurde. In diesem Kreischen rüttelte das Innerste der menschlichen Angst und Qual irrsinnig und ohne Hoffnung an den schwarzen Pforten des Vergessens.

Ich erwachte in rotem Wahnsinn, verspottet von Hexerei, während sich die kranke, klebrige Panik immer weiter zurückzog und aus der Tiefe widerhallte. Es war dunkel, doch der leere Platz rechts neben mir verriet, dass Tobey fort war, Gott allein weiß wohin. Von links lag noch immer Bennetts Arm schwer über meiner Brust.

Dann schlug der verheerende Blitz ein, der den ganzen Berg erschütterte, die dunkelsten Grüfte des altersgrauen Waldes erhellte und den Erzvater der krummen Bäume spaltete. Als eine ungeheure Feuerkugel dämonisch aufflackerte, schreckte George Bennett plötzlich auf, während das grelle Licht von draußen seinen Schatten lebhaft auf den Rauchabzug über dem Kamin warf.

Dass ich noch lebe und bei Verstand bin, ist ein Wunder, das ich kaum begreife. Ich verstehe es nicht, denn der Schatten auf dem Rauchabzug stammte weder von George Bennett noch von irgendeinem anderen menschlichen Wesen. Es war eine

gotteslästerliche Abnormität aus den tiefsten Höllenkratern; eine namenlose, unförmige Scheußlichkeit, die kein Verstand zu erfassen oder auch nur ansatzweise zu beschreiben vermag. Einen Augenblick später war ich allein in dem verfluchten Herrenhaus, zitternd und lallend. George Bennett und William Tobey haben keine Spuren hinterlassen, nicht einmal die eines Kampfes. Man hörte nie wieder von ihnen.

## II. Einer geht im Sturm vorüber

Noch Tage nach diesem entsetzlichen Erlebnis in dem waldumringten Anwesen lag ich mit erschütterten Nerven in meinem Hotelzimmer in Lefferts Corner. Ich weiß nicht, wie es mir gelang, das Auto zu erreichen, es zu starten und unbemerkt zurück ins Dorf zu gelangen. Die einzigen Eindrücke, die ich noch habe, sind die von den wild mit den Armen fuchtelnden Riesenbäumen, dem tobenden Donnernrollen und den tiefen Schatten über den niedrigen Erdhügeln, die die Gegend durchzogen.

Als ich schaudernd über diesen hirnerfressenden Schatten nachdachte, wusste ich, dass ich tatsächlich einen der äußersten Schrecken der Erde erblickt hatte – einen namenlosen Gifthauch aus fernen Bereichen, dessen leises, dämonisches Kratzen wir zuweilen am äußersten Rand der Stille vernehmen, vor dem uns jedoch unsere eigene begrenzte Sichtweise gnädigerweise schützt. Den Schatten, den ich gesehen hatte, wagte ich kaum zu erklären. In jener Nacht hatte sich irgendetwas zwischen mir und dem Fenster bewegt, doch jedes Mal erbebt ich, sobald sich der Instinkt zur Erklärung nicht abschütteln ließ. Hätte es bloß gefaucht oder gebellt oder gekichert – selbst das hätte die abgründige Scheußlichkeit geschmälert. Doch es war völlig lautlos gewesen. Es hatte einen schweren Arm oder Vorderlauf auf meine Brust gelegt ...

Offenkundig war es organisch, oder war es zumindest früher gewesen ... Jan Martense, in dessen Zimmer ich eingedrungen

war, lag auf dem Friedhof in der Nähe des Herrenhauses begraben ... Ich muss Bennett und Tobey finden, falls sie noch leben ... weshalb hat es sich die beiden ausgesucht und mich bis zum Schluss aufgehoben? Die Schläfrigkeit ist so erdrückend, und die Träume sind so schrecklich ...

Schon bald wurde mir klar, dass ich jemandem meine Geschichte erzählen musste oder völlig zusammenbrechen würde. Ich hatte bereits den Entschluss gefasst, die Suche nach der lauenden Furcht nicht aufzugeben, erschien mir in meiner unbesonnenen Ignoranz doch die Ungewissheit schlimmer als eine Aufklärung, ganz egal wie furchtbar diese auch sein mochte. Deshalb überlegte ich mir die beste Vorgehensweise und wen ich ins Vertrauen ziehen konnte, um dieses Wesen, das diesen alpträumenhaften Schatten geworfen und zwei Menschenleben ausgelöscht hatte, aufzuspüren.

Meine wichtigsten Bekannten in Lefferts Corner waren einige der geselligen Reporter, von denen noch einige anwesend waren, um letzte Eindrücke von der Tragödie zu sammeln. Unter diesen wollte ich mir einen Begleiter wählen, und je mehr ich darüber nachdachte, desto mehr neigte ich einem gewissen Arthur Munroe zu. Er war ein dunkelhaariger, schlanker Mann von Mitte dreißig, dessen Bildung, Geschmack, Intelligenz und Temperament ihn als jemanden auszuzeichnen schienen, der offen für unkonventionelle Gedanken und Einsichten ist.

An einem Nachmittag Anfang September lauschte Arthur Munroe meiner Geschichte. Ich bemerkte von Anfang an, dass er mir sowohl Interesse als auch Mitgefühl entgegenbrachte, und als ich schloss, analysierte und erörterte er die Sache mit größtem Scharfsinn. Sein Rat war überaus vernünftig, denn er empfahl mir, so lange nichts im Anwesen der Martenses zu unternehmen, bis wir uns ausführliche historische und geografische Angaben beschafft hätten. Daraufhin durchforsteten wir die Umgebung nach Informationen über die schreckliche Familie und stießen dabei auf einen Mann, in dessen Besitz sich ein bemerkenswert informatives Tagebuch befand, das einst einer seiner Ahnen geführt hatte. Wir unterhielten uns